

UMSCHAU

Niemand außer Jesus allein (Mk 9, 8)

Zu neuen Jesusbüchern

Anlässlich einer vor wenigen Monaten durchgeführten Umfrage über den Zustand der römisch-katholischen Kirche warnte Heinrich Schlier vor einer „beginnenden Überwältigung der Kirche durch den Zeitgeist“ und der „Reduktion wesentlicher Elemente des kirchlichen Glaubens“. In diesem Zusammenhang nannte er vor allem „die offenbare Scheu, von Jesus Christus zu sprechen, und die Vorliebe, nur Jesus zu sagen“, und fuhr dann fort: „Das ist leider mehr als eine Mode. Dahinter steht nicht weniger als die Kapitulation des Glaubensurteils vor der ‚historischen‘ ‚Wissenschaft‘, die natürlich gemäß ihren Prinzipien nur einen ‚Jesus‘ auffindet“ (Wort und Wahrheit 27 [1972] 204 f.). Diese Sätze des verdienten Altmeisters neutestamentlicher Theologie und Wissenschaft geben einer Sorge Ausdruck, von der sich heute viele Gläubige jedweden Standes und Ranges befallen fühlen. Es ist die Furcht vor einem neuen „Liberalismus“ in Kirche und Theologie, vor jener Geisteshaltung also, die – wie Arthur Koestler einmal gesagt hat – nur an das glaubt, was sie selber wissenschaftlich beweisen kann.

Auf die Jesusfrage angewandt, würde dies bedeuten, daß der „Glaube“ sich nur an die historisch verifizierbaren Züge des Lebens und der Persönlichkeit Jesu hält, die gläubige Interpretation der nachösterlichen Zeit aber ablehnt. Damit wären in der Tat „wesentliche Elemente des kirchlichen Glaubens“ wie Auferstehung, Himmelfahrt, Geistsendung, Sakramente, Hierarchie und Parusie – kurz: die Kirche selbst in Frage gestellt. Jüdische Theologen und Schriftsteller, die das Gespräch mit dem Christentum pflegen, bringen die Alternative oft auf die noch einfachere Formel: Jesus? Ja! – Christus? Nein!

Manche Publikationen und Äußerungen der letzten Jahre scheinen wirklich den Eindruck zu erwecken, als stände die Kirche samt ihrer Theologie vor einem totalen Kahlschlag und als solle nur einer von diesem „Sacco di Roma“ verschont bleiben: Jesus selbst! Aber was für ein Jesus?, müssen wir gleich fragen. Ein anspruchsloser galiläischer Wanderlehrer? Ein Vorbild reiner Mitmenschlichkeit? Ein Sozialrevolutionär? Das Idol einer neuen ekstatischen Frömmigkeit? Oder doch ein Mensch, der uns Gottes Wesen und Willen auf eine unerhörte, endgültige Weise ausgelegt und nahegebracht hat?

Angesichts dieser radikalen Tendenzen ist es nur zu verständlich, daß sich viele Gläubige verschreckt auf die bewährten Positionen des überlieferten Christusglaubens zurückziehen. Dort, so meint man, sei jene unerschütterliche Sicherheit und übernatürliche Klarheit zu finden, die durch Mode- und Zeitströmungen nicht berührt werden könnten. Besonders ältere Menschen, deren Frömmigkeit durch die liturgische Bewegung der zwanziger Jahre, durch den Kirchenkampf im Dritten Reich, durch Krieg und Notzeiten geprägt wurde, möchten sich ihr kerygmatisch stilisiertes Christusbild nicht nehmen lassen. Bedauerlicherweise vergessen aber manche Vertreter dieser Generation, die heute in der Kirche und im öffentlichen Leben einflußreiche Posten bekleiden, daß auch sie einmal ihr Christusverständnis nicht einfach übernommen, sondern sich gegen zahlreiche erstarrte Konventionen erkämpft haben.

Nun wird man vielleicht einwenden, damals sei es doch nur um Nuancen und Äußerlichkeiten gegangen, heute dagegen stehe die Substanz des Glaubens auf dem Spiel. Das soll

gar nicht bestritten werden; wichtig ist uns aber die Tatsache, daß jeder lebendige Glaube der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Umwelt bedarf. Ein bloßer Rückzug auf ehemals sehr zeitgemäße und wirkkräftige Vorstellungen genügt darum nicht, und wir müssen versuchen, die möglicherweise positiven und zukunftsweisenden Seiten der heutigen Jesus-Diskussion zu sehen.

Seit bald zweihundert Jahren ist die Wissenschaft unterwegs, um nach dem „historischen“ Jesus zu suchen. Diese sogenannte Leben-Jesu-Forschung hat trotz unzähliger Irrwege und Fehlteile zu beachtlichen Ergebnissen geführt¹. Ihr wichtigstes Resultat ist freilich die negative Feststellung, daß die vorhandenen Quellen des christlichen und außerchristlichen Schrifttums keine ausreichende Möglichkeit zur Rekonstruktion einer Biographie Jesu bieten. Als die Vertreter der formgeschichtlichen Schule (Rudolf Bultmann, Martin Dibelius, Karl-Ludwig Schmidt u. a.) nach dem ersten Weltkrieg diese Erkenntnis aussprachen und begründeten, schien die ganze Leben-Jesu-Forschung endgültig erledigt und für immer gescheitert zu sein. Jesus war, so hätte man triumphieren können, den Händen der ungläubigen, zweiflerischen Wissenschaft entrissen – der Glaube hatte ihn wieder! Aber um welchen Preis! Es war der senkrecht von oben einbrechende Glaube der dialektischen Theologie, und sein Gegenstand war allein der kerygmatische, der kirchlich gepredigte Christus.

Die katholische Theologie hat niemals daran gezweifelt, daß der Christus, den Dogma und Liturgie verkündigen, mit dem Jesus von Nazareth identisch ist, der einmal in Palästina gelebt hat. Sie hätte sich deshalb auch nie mit der agnostizistischen Lösung der Kerygma-Theologie Bultmanns und Barths abfinden können. In ihrem Glaubens- und Offenbarungsverständnis kam und kommt der Historizität, der historischen Tatsächlichkeit, ein anderer Stellenwert zu als in den meisten

¹ Einen ausgezeichnet informierenden Überblick bietet W. Trilling, *Geschichte und Ergebnisse der historisch-kritischen Jesusforschung*, in: *Jesus von Nazareth* (Mainz 1972) 187–211.

reformatorischen Systemen. Es lag deshalb ganz in der Linie ihres Denkens, wenn sich die neutestamentliche Wissenschaft seit Mitte der fünfziger Jahre wieder stärker mit der historischen Jesusfrage beschäftigte. Allerdings hatten die an der Diskussion maßgeblich beteiligten Bultmannschüler durchaus nicht die Absicht, der liberalen Leben-Jesu-Forschung ein unverdientes Comeback zu verschaffen. Auch sie waren der Meinung, „daß wir vom *Leben* und der *Persönlichkeit* Jesu so gut wie nichts wissen können“; aber sie nahmen ebenso ernst, was Bultmann einige Seiten weiter geschrieben hatte: „So wenig wir vom *Leben* und der *Persönlichkeit* wissen – von seiner *Verkündigung* wissen wir so viel, daß wir uns ein *zusammenhängendes Bild* machen können.“² Im Unterschied zu der streng kerygmatischen Position ihres Meisters stellten sie jedoch die Frage, ob nicht wenigstens der Verkündigung des historischen Jesus eine – wie immer zu definierende – theologische Relevanz in Hinblick auf Glauben und Kirche zukomme. Dabei wurde bald offenkundig, daß man nicht so scharf, wie Bultmann es in der Auseinandersetzung mit der liberalen Jesustheologie getan hatte, zwischen „Verkündigung“ und „Persönlichkeit“ trennen kann. Die Lehre, das Werk eines Menschen sagen mehr über sein Wollen und seinen geistigen Standort aus als viele biographische Details. Das eigentliche, bis heute umstrittene Problem war aber dies: Läßt sich die Botschaft Jesu von seiner Person ablösen oder gehört sie (die Person) in das Evangelium hinein? Im ersten Fall hätten wir es mit einem „Jesuanismus“ zu tun, dessen Sachaussagen³ grundsätzlich

² R. Bultmann, *Jesus* (1926; München 41970) 10, 13 (Hervorhebung von mir).

³ Der von W. Marxsen (Die Auferstehung Jesu als historisches und als theologisches Problem, *Gütersloh* 1965, 127 ff., 150) in die Osterdiskussion eingebrachte Begriff der „Sache Jesu“ braucht nicht notwendig so verstanden zu werden, als könne man diese „Sache“ hinreichend beschreiben und weiterverkündigen, ohne die Person Jesu miteinzubeziehen. Vgl. die ausgewogene Darstellung von R. Baumann, *2000 Jahre danach. Eine Bestandsaufnahme zur Sache Jesu*. Stuttgart: Kath. Bibelwerk 1971. 227 S. Kart. 14,80.

nicht anders zu beurteilen wären als etwa der Platonismus Platos oder der Marxismus im Verhältnis zu Karl Marx. Gehört aber die Person Jesu in seine Botschaft hinein, dann muß es irgendeine Form von „Christologie“ geben, dann behält die Frage: „Wer ist denn dieser?“ (Mk 4, 41) für jede Generation ihre bedrängende Aktualität.

Es wundert darum nicht, daß sich die Jesudiskussion in den letzten Jahren vornehmlich den Problemen der Christologie zugewandt hat. Besonders katholische Autoren haben in zahlreichen kleineren, mehr populärwissenschaftlich gehaltenen Publikationen versucht, zur Klärung der Begriffe beizutragen und den Glauben verunsichernde Vorurteile abzubauen⁴. Herrschte vor nicht allzu langer Zeit noch das apologetische Bemühen vor, die kirchliche Lehrentwicklung als die allein legitime und mögliche nachzuweisen, so geht es den Theologen jetzt darum, Verständnis für die notwendige Pluralität von Bekenntnis- und Lehrformeln zu wecken. So wird das Dogma nicht mehr als die einzig mögliche Artikulation des Glaubens, sondern als eine zwar richtige, aber unvermeidlich zeitbedingte und einseitige Sicht des Christusgeheimnisses verteidigt. Der Maßstab für eine solche, die Erkenntnis Christi vertiefende und den Glauben mehrende (nicht bloß bewahrende!) Kritik kann aber nur Jesus selbst sein, oder anders ausgedrückt, das Christuskerygma der

Kirche muß sich immer wieder neu an dem Jesus orientieren, der vor zweitausend Jahren wirklich gelebt, gelehrt und gelitten hat. Diesen Grundsatz wird in seiner Allgemeinheit kein kirchlicher Theologe bestreiten; aber der Dissens beginnt sogleich bei der konkreten Beurteilung des Lebens und der Lehre Jesu. Wo sind hier die Ansatzpunkte für eine legitime, auch rational zu verantwortende Entwicklung des christologischen Bekenntnisses zu suchen? Darf man sich noch auf die außergewöhnlichen, übernatürlichen Umstände des Lebens Jesu (Jungfrauengeburt, himmlische Offenbarungen usw.) und die ihm selbst zugeschriebenen „Naturwunder“ berufen? Läßt sich ein messianisches oder gar göttliches Selbstbewußtsein Jesu nachweisen? Welchen Stellenwert hat die Auferstehung, sowohl in historischer wie theologischer Hinsicht? Wie steht es vor allem mit der Verkündigung Jesu, ist an ihr, wie sehr viele gutgläubige Theologen meinen, nichts Besonderes dran und alles auch schon im Alten Testament, im nachbiblischen Judentum und bei hellenistischen Schriftstellern zu finden? Oder gründet sich der christologische Anspruch Jesu allein auf sein Wort, auf seine nur im Glauben anzunehmende Auslegung Gottes?

Das alles sind ungeheuer schwierige Fragen, die mit den Ergebnissen der historisch-kritischen Jesusforschung aufs engste zusammenhängen. Niemand sollte deshalb erwarten, in den oben zitierten Veröffentlichungen – und erst recht nicht in rein wissenschaftlichen Untersuchungen⁵ – allseits anerkannte und bereits lehramtlich genehmigte Antworten zu erhalten. Wie auf vielen anderen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens müssen wir

⁴ Aus der Fülle der Veröffentlichungen seien nur einige genannt, die sich durch wissenschaftliche Zuverlässigkeit und leicht verständliche Darstellungsweise auszeichnen: G. Dautzenberg, Christuskerygma ohne Basis? Rückfragen an das Neue Testament (Essen 1971) 44 S.; G. Schneider, Die Frage nach Jesus. Christus-Aussagen des Neuen Testaments (Essen: Ludgerus 1971) 165 S. Kart. 12,80; G. Schneider, Anfragen an das Neue Testament (Essen: Ludgerus 1971) 168 S. Kart. 13,50; N. Scholl, Jesus – nur ein Mensch? (München: Kösel 1971) 116 S. Kart. 9,80; K.-H. Ohlig, Gott – eine Hoffnung. Theologische Meditationen (Düsseldorf 1972) 63–107; Jesus von Nazareth. Hrsg. v. Fr. J. Schierse (Mainz: Grünewald 1972) 284 S. Snolin 24,- (besonders S. 135–173 die Beiträge von Fr. J. Schierse, P. Knauer und G. Lange).

⁵ Vgl. Zur Frühgeschichte der Christologie. Hrsg. v. B. Welte. (Freiburg: Herder 1970) 117 S.; K. Rahner – W. Thüsing, Christologie – systematisch und exegetisch. Arbeitsgrundlagen für eine interdisziplinäre Vorlesung (Freiburg: Herder 1972) 315 S. Kart. 34,-; A. Grillmeier, Die altkirchliche Christologie und die moderne Hermeneutik. Zur Diskussion um die chaldonische Christologie heute, in: Theologische Berichte 1 (Einsiedeln 1972) 69–169; J. Ernst, Anfänge der Christologie (Stuttgart 1972).

lernen, ungelöste und vielleicht auch theoretisch unlösbare Probleme auszuhalten, ohne deswegen die Praxis des Glaubens zu vernachlässigen. Im Gegenteil, eine intensivere „Christopraxie“ (schlicht gesagt: Nachfolge Jesu) führt ohne Zweifel sicherer zum Ziel der Erkenntnis als theologische Lehrstreitigkeiten.

Mehr anhangsweise sei, aus aktuellem Anlaß, auf ein Phänomen hingewiesen, das die Geschichte der Jesusforschung eigentlich von ihrem Beginn an begleitet hat: die pseudowissenschaftliche, polemisch überzogene Auseinandersetzung mit Jesus, dem Christentum und der Kirche. Noch vor zwei Jahren war es ein bis dahin unbekannter (und heute schon wieder fast vergessener) Journalist, *J. Lehmann*, der mit seinem sensationell aufgemachten „Jesus-Report“ (Protokoll einer Verfälschung, Düsseldorf: Econ, 1970) einen Generalangriff gegen das kirchliche Christentum führen wollte, weil es sich nach den Qumranfunden nicht mehr länger auf den der Essenersekte angehörigen Rabbi J. berufen könne. Trotz eines großen Bucherfolgs hat der Autor nicht viel mehr erreicht, als sich selber lächerlich gemacht zu haben – aber wen stört dies schon, wenn er dabei nur Geld verdient.

In diesem Jahr nun betritt ein von vornherein weltbekannter Journalist die Arena, der Spiegel-Herausgeber *Rudolf Augstein*, und niemand wird ihm nachsagen, er wolle etwa – auf der Jesuswelle reitend – sein sozialliberales Vermögen mehren. Auch ist es gewiß nicht erlaubt, sein voluminöses Buch⁶ mit einer Handbewegung abzutun und es ebenso rasch in der Luft zu zerreißen wie das tendenziöse Machwerk des Herrn Lehmann. Dazu sind die Probleme, die dem Buch zugrunde liegen, viel zu ernst. Ich meine allerdings nicht das Jesusproblem, zu dessen Lösung die mit einem geradezu rührenden Dilettantismus zusammengeschriebenen Ausführungen wahrlich nicht das Geringste beizutragen haben. Es geht vielmehr in diesem Buch – und der Autor gibt dies immer wieder selbst zu verstehen – um das persönliche Problem

des Menschen Rudolf Augstein, der einmal in seiner Jugend ein gläubiger Christ war und der sich von den Gegenständen seiner einstigen Verehrung einfach freischreiben mußte.

Soweit verdient das Unternehmen Respekt: denn wer macht sich heute schon die Mühe, seine Entscheidung gegen Jesus und die Kirche rational zu begründen. Aber der Autor hieße nicht Augstein, wenn ihm nur an der Rechtfertigung seines persönlichen Nicht-mehr-glauben-Könnens gelegen wäre. Als Publizist und Politiker will er im Grund gar nicht Jesus, sondern die CDU/CSU und die Machtpositionen der Kirchen im öffentlichen Leben treffen (8–10). Wozu dann aber dieser grandiose Aufwand, dieser fünfhundertseitenlange Umweg durch alle Labyrinth der Wissenschaft? Für Augstein ist es kein Umweg, sondern der gradlinige Stoß in die Herzmitte kirchlicher Ansprüche und Forderungen. Seine Argumentation kann integralistischer und totalitärer kaum gedacht werden; sie lautet etwa so: Wenn Jesus Gottes Sohn wäre und wenn er die Kirche gestiftet hätte, dann dürften Papst und Bischöfe selbstverständlich mit göttlicher Autorität in alle Lebensbereiche hineinreden. Wer nun diesen Absolutheitsanspruch christlicher Sittenlehre und kirchlicher Verlautbarungen bestreitet, muß sich gegen die Gottessohnschaft Jesu wenden, um so das ganze System – oder, wie Augstein sich gern ausdrückt, „den ganzen Schmonzes“ – an der Wurzel zu treffen.

Unschwer erkennt man, wie Augstein das Opfer eines – nach heutigen Maßstäben – primitiven, fundamentalistischen Religionsunterrichts geworden ist. Seine persönliche Tragik liegt darin, das Land des Glaubens zu früh verlassen zu haben. Er identifiziert es deshalb immer noch mit den Ansichten, die vor 30–40 Jahren einmal Mode waren, und wird wie ein kleiner Junge richtig böse, wenn ihm die Theologen heute weismachen wollen, daß der liebe Gott doch keinen langen Bart und die Englein keine Flügel haben. Augstein weiß es, weiß alles besser. Wer sich aber auch nur ein wenig auf Psychologie versteht, merkt bald, daß hinter seiner ganzen trotzigen Aggressivität, seiner Arroganz und spöttischen

⁶ R. Augstein, *Jesus Menschensohn*. Gütersloh: Bertelsmann 1972. 504 S. Lw. 28,-.

Besserwisserei die Melancholie einer verlorenen Jugend steckt, einer Jugend, die es bis heute nicht verwinden kann, zu spät geboren zu sein und deshalb in einer zu mehr Freiheit tendierenden Welt leben zu müssen. Wie gern würde sich diese Generation in einen Glauben flüchten, der das Denken überflüssig macht und der die Geborgenheit eines allseits sorgenden und bestimmenden Mutterschoßes schenkt.

Das Buch des Spiegel-Herausgebers sollte für alle, die das Evangelium zu verkündigen oder die Kirche zu repräsentieren haben, ein Anlaß zur Gewissenserforschung sein: Wie kann dem totalitären Mißverständnis des Christusglaubens entschiedener und wirksamer begegnet werden? Sicher nicht dadurch, daß man die christologischen Hoheitstitel mit disziplinären Maßnahmen einschärft und tabuisiert. Freiheit, Lebendigkeit und Fülle des Evangeliums gründen allein in Jesus selbst.

Deshalb scheint es mir ein Zeichen der Hoffnung zu sein, daß die Frage nach Jesus nicht mehr zur Ruhe kommt. Vorschnelle,

leichtfertige und nur aus der Tradition übernommene Antworten helfen ebensowenig wie modische Verfremdungen. Es gibt da eine Geschichte in den Evangelien, die dieses Problem sehr deutlich beschreibt, ich meine die Verklärungsgeschichte (Mk 9). Hat nicht auch die Kirche eine Periode erlebt, in der sie von der verwandelten Lichtgestalt des verklärten Christus wie geblendet war, so daß Petrus in seiner Verwirrtheit nicht mehr recht wußte, was er redete? Jetzt aber ist uns das gleiche widerfahren wie den Jüngern: „Und plötzlich, wie sie um sich blickten, sahen sie niemand mehr außer Jesus allein mit ihnen“ (Mk 9, 8). Das mag für viele Christen sehr bitter und ernüchternd sein. Aber uns retten weder die Erinnerungen an den Glanz einer großen Vergangenheit noch die Illusionen apokalyptischer Zukunftsträume. Wir haben nur einen, der bei uns bleibt, und auf ihn gilt es zu hören, mehr zu hören als auf Menschen, gleich wie sie heißen.

Franz Joseph Schierse